

# SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Paderewski

(E. Thöny)



in der Entscheidungsschlacht bei Warschau

## Die Hirsche röhren

Aus Schluchten im Tann,  
Aus Schatten von Eichen  
Zallt er heran,  
Der Schrei ohnegleichen.

Zallt dumpf, Feuchend schier,  
In schauriger Fülle,  
An Löwe und Stier  
Gemahnt das Gebrülle.

Durch Waldung weithin  
Ergießt sich das Werben,  
Und das ist sein Sinn:  
Triumph oder sterben!

Sind Hirsche in Brunft,  
Wird alles durchbrochen,  
Waldfriede, Vernunft  
Und Ordnung auf Wochen.

Kein Ohr findet Ruh,  
Die Nymphe am Teiche  
Zört schon und wir zu  
Dem Lärm im Bereiche.

Wilhelm Schuffen

## Das kleine Lämpchen

Ich brauchte auch eine kleine elektrische Taschenlampe, selbstverständlich eine mit vorschriftsmäßiger Abblendung. In dem Laden, wo ich sie kaufen wollte, sagte mir das Fräulein, die Lämpchen seien im Moment ausgegangen, kämen aber in einigen Tagen wieder herein. Nun, eine Taschenlampe, die im Moment ausgegangen ist, aber in einigen Tagen wieder hereinkommt, kann man weder vorschriftsmäßig abblenden, noch sonst zu Leuchtzwecken benutzen.

Was tut man, wenn man keine elektrische Taschenlampe bekommt? Man sucht eine. Selbstverständlich kann man so eine Lampe nicht wie Kastanien oder Brombeeren suchen, aber trotzdem ist sie irgendwo vorhanden. Sie befindet sich in jedem Haushalt, in der Abteilung härterer Gegenstände, oder sagen wir mal, im Handwerkskasten, in der Schreibtischschublade, dort wo die älteren Bleistiftspitzer, die Brillenfutterale und die vielen Schraubbleistifte liegen, die nicht mehr ganz recht funktionieren. Woher sie kommen, weiß man nicht. Elektrische Taschenlampen wachsen vielleicht so wie Schimmel auf alten Brotkrusten.

Sollte man aber einen heranwachsenden Knaben haben, so wird man eine Taschenlampe in dem Dickicht, das aus Drähten, Klitt, Bindfäden und undefinierbaren Metallteilen, die jeder Junge als Gegenstände des täglichen Bedarfs zusammenträgt, finden. Diese Kulturschicht ist geradezu als Leitfossil, wie das die Geologen nennen, für heranwachsende männliche Jugend charakteristisch. Dort also lagern auch die Taschenlampen.

Hegen Sie nicht allzu große Hoffnungen auf die Lämpchen, die sind bestimmt auseinandergelassen. In der Schatzkammer Ihres Jungen befinden sich auch elektrische Batterien, ich kann

drauf wetten. Die notwendigen Lampen schraube man heimlich von der Eisenbahnlokomotive oder einer sonstigen elektrischen Anlage, die im Hause von ihm angelegt wurde, heraus.

Ungewöhnliche Zeiten erfordern eben besondere Maßnahmen, und schließlich ist man als Vater der Stärkere.

Ich gestehe, ich habe es so gemacht. Mich erfaßte ein jugendlicher Drang zum „Elektrischen“, und unter meinen unsachgemäßen Händen wäre fast eine elektrische Signalanlage entstanden, wenn mir nicht rechtzeitig eingefallen wäre, daß ich die Taschenlampe brauchte, um abends zum Stammtisch zu gehen.

Endlich hatte ich allerlei aneinandergeschraubt und es war etwas entstanden, was man mit Wohlwollen eine Notlampe nennen konnte. Das Ding brannte sogar. Es brannte aber für meinen Fall zu hell, und so mußte ich zu Verdunkelungsmaßnahmen schreiten. Bei der Herstellung der Abblendung wurden allerlei Gegenstände in der Wohnung schadhafte, da sich einige Stoffe zu lichtdurchlässig, andere zu wenig lichtdurchlässig erwiesen. Meine Frau wird sich gewiß längere Zeit wundern, warum an manchen Textilien des Haushaltes handtellergroße Stücke

fehlen. Ich werde es ihr vorläufig nicht erzählen und erst später mit den besonderen Umständen erklären.

Ich steckte meine Lampe ein und ging. Auf der Straße sagte plötzlich jemand zu mir: „Achtung, in Ihrer Hose glimmt’s“. Und tatsächlich, in meiner Tasche herrschte eine feenhafte Beleuchtung. Ich schaltete aus und hatte den Triumph, die erste, wirklich taghell erleuchtete Hosentasche gehabt zu haben. Leider war die Batterie inzwischen verbraucht, daß ich im Stockdunkeln heimgehen mußte. Foitzick

## ÄSTHETIK

Herr Theodot ist in der Sommerfrische. Die Sommerfrische besteht in einem herrlich gelegenen Haus ganz oben am Berg, und alles ist dort so schön wie es nur sein kann: Der Wald, das Wetter, die Verpflegung, das Zimmer, die Betten und der Kaffee. Nur eines empfindet Herr Theodot inmitten all dieser Vollkommenheit als unvollkommen: An jenem wichtigen Ort, dessen Tür einer uralten, wenn auch im einzelnen noch nicht erforschten Tradition entsprechend mit einem Herzausschnitt versehen ist, fehlte die gewohnte Rolle. Statt dessen ist ein Nagel in die Wand geschlagen, auf dem eine mehrfach verteilte „Illustrierte“ aufgespießt ist. Herr Theodot faltet so ein Viertel auseinander, und alsbald strahlt ihn das Bild Gretas, der Göttlichen, an. Herr Theodot fühlt einen Stich in der Brust, und er ist irgendwie tief betroffen. Er blickt das Bild an, denkt ein wenig nach über die Greta, über ihre letzten Filme und über die Technik des Zeitungswesens. Schließlich aber jagt er all diese Gedanken zum Teufel und folgt allein einem aus der tiefsten Tiefe kommenden ästhetischen Gefühl: Er faltet das Blatt, bevor er es dem ihm bestimmten Zweck zuführt, mit dem Bild nach innen zusammen.

## Wein und Schlehen

Von Dietrich Behrens

Es trägt der Hügel Wein und Schlehen,  
Und Korn und Döfeln stehn im Feld;  
Der Dämmung süße Lüfte wehen,  
Es aus dem All der Nachtwind fällt.

Was wollt ihr in den Abend gehen?  
Ein Rebel hüllt der Sterne Zeit.

Es trägt der Hügel Wein und Schlehen,  
Und Korn und Döfeln stehn im Feld.

Der Simplicissimus erscheint den Zeitumständen entsprechend vorläufig in kleinerem Format

# DANZIG

OLAF KULBRANSSON 39

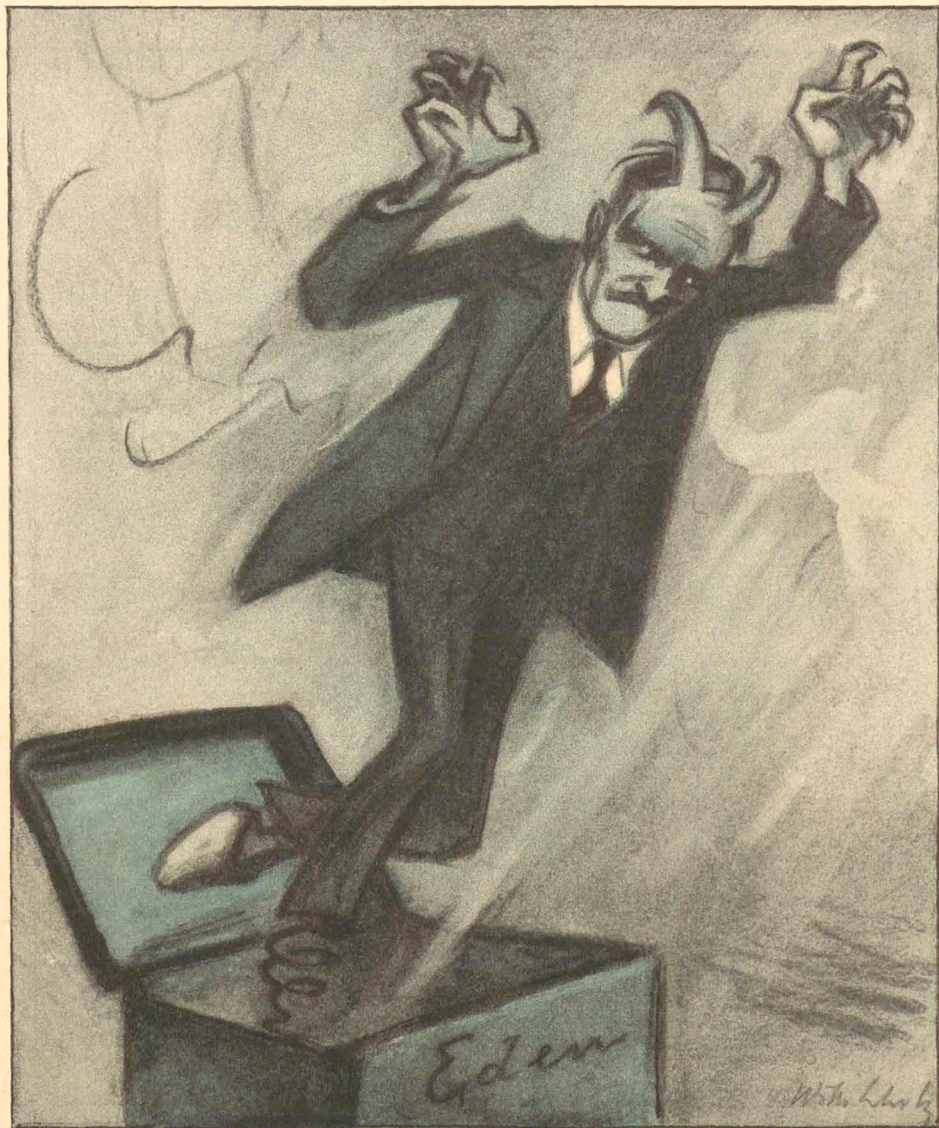


" AUS DEN TRÄNEN DES KRIEGES  
ERWÄCHST FÜR DIE NACHWELT DAS TÄGLICHE BROT "

MEIN KAMPF, SEITE 3

# Eden

(Wilhelm Schutz)



„Da bin ich wieder“

# DER NACHBAR MIT DEN ENTEN

VON BRUNO WOLFGANG

Den ganzen Winter über war er nicht zu sehen. Man konnte ihn nur riechen, wenn der Wind ein wenig Pfeifenrauch über den Garten herüberwehte. Er selbst lag wohl zusammengerollt in einer Ecke wie ein Igel, die Knie bis an das borstige Kinn gezogen, die Pfeife im Mund, und hielt seinen Winterschlaf. An jedem Monatsersten brachte der Postbote die Pension, seine Frau werkte in der Küche und wäscht im Zimmer geräuschlos den Staub ab. Es war zweifellos ein Zustand fast vollkommenen Glückes, soferne Glück die Harmonie zwischen den Wünschen des Menschen und der äußeren Lage bedeutet.

Die Vervollkommnung der Welt ist noch nicht so weit gediehen, daß das Glück des einen zugleich das Glück des Nächsten bedeutet. Der Nachbar des Herrn Mücke, Herr Kunz, empfand vielmehr einen stillen Ärger über den Lebensstil des anderen. Er war gleichfalls Pensionist, rauchte jedoch nicht und war in vielerlei Ämtern und Geschäften von früh bis abends tätig, so daß in seinem Garten das Unkraut wuchs, während drüben die Salathäuptel und die Blumen tadellos ausgerichtet standen wie Soldaten. Das beschauliche Leben des Herrn Mücke wirkte auf Herrn Kunz im höchsten Maße aufreizend. Er hätte bei einem solchen Leben niemals glücklich sein können. Er fand sein Glück in rastloser Tätigkeit. Aber daß man sowohl durch Fleiß als auch durch Faulheit glücklich werden könne, das wollte ihm nicht in den Sinn.

Doch wenn das Frühjahr kam, begann auch Herr Mücke zu arbeiten. Er besaß zwei Enten, aus deren Eiern nach der von der Natur vorgeschriebenen Zeit sieben Junge auskrochen. Kaum zweihundert Schritte vom Hause entfernt, lag ein stiller Seitenarm der Donau, wie ein in der Umarmung grünen Schilfes schlafende Weiher. Dorthin führte Herr Mücke früh morgens seine Entenschar. Das Elternpaar wackelte voran, dann folgten die sieben Küchlein, sich aufgeregt überpeizend, zuletzt kam Herr Mücke, die Pfeife im Mund und ein Stäbchen in der Hand, das sich bei näherer Betrachtung als ein alter Geigenbogen ohne Haare erwies. Er war die einzige Beziehung Herrn Mückes zur Kunst.

Er saß nun bis Mittag am Wasserufer, rauchte und sah den Enten zu. Nach dem Mittagsschlüfchen trieb er sie wieder hinaus und kehrte abends mit ihnen wieder zurück. Tagaus, tagein. Das verdroß Herrn Kunz gewaltig. Er, dem Tätigkeit das Lebenselement war, zerbrach sich vergeblich den Kopf, um zu ergründen, was im Gehirn eines Menschen vorgehe, der nichts anderes tue, als seine Enten zu betreuen. Qualvoll peinigte ihn die Frage, ob Herr Mücke ein Philosoph sei oder ein Idiot. Die Möglichkeit, daß man beides sein könne, zog er nicht in den Kreis seiner Erwägungen. Wie war es möglich, in diesem völlig unnützen Leben nicht vor Langweile zu sterben.

Herr Mücke langweilte sich aber keineswegs. Seine Enten, die dem Uneingeweihten vollkommen gleich und gegen einander vertauschbar schienen wie Münzen, waren für ihn durchaus verschiedene Persönlichkeiten mit besonderen Charaktereigenschaften. Sie lebten nach ganz bestimmten Gesetzen und Gewohnheiten, die auch dem klügsten Menschen ein Geheimnis bleiben. Sie beherrschten in erstaunlicher Vollkommenheit die Kunst, blitzschnell mit dem spitzigen Steiß zu wackeln, ehe sie ins Wasser gingen oder wenn sie vom Grunde auftauchten. Darin waren sie zweifellos dem Menschen weit überlegen, der solches nicht vermag, obwohl er die Krone der Schöpfung ist. Die Schar hielt in vorbildlicher Treue zusammen. Niemals schloß sich eines der Jungen einer fremden Schar an oder nahm eines aus einem fremden Hause auf. Aber eines Tages kamen vier junge Wild-

enten aus dem Schilf herangerudert und schlossen sich ihnen an. Sie waren ungemein beweglich und schnappten ihnen die besten Bissen weg, wie Juden. Aber die Schar nahm sie ohne Widerspruch in ihre Gemeinschaft auf. Sie gingen fortan mit ihnen heim und rückten morgens wieder aus. Einige Tage später kam noch ein fünfter Knirps herbeigeschossen. Dieser blieb tagsüber bei ihnen, aber kehrte abends stets wieder ins Schilf zurück. Verstehe das, wer kann. Herr Mücke sah dies alles, und vermutlich dachte er auch darüber nach. Aber er sagte nichts. Er rauchte.

Im Innern Herrn Kunzens stieg ein Gefühl ohnmächtigen Grimms immer höher, wie ein Thermometer, das sich dem Siedepunkte näherte. Er hatte das Gefühl, nicht ruhig sterben zu können, ohne vorher einmal vor Herrn Mücke hingetreten zu sein und gesagt zu haben: „Mensch, nehmen Sie sofort die Pfeife aus dem Mund, sofern sie noch nicht angewachsen ist, und sagen Sie mir, wozu Sie eigentlich leben. Sie werden einmal einen ganz scheußlichen Tod haben. Denn im letzten Augenblick werden Sie sich fragen müssen: ‚Was habe ich geleistet? Was habe ich geschaffen? Wem hat mein Dasein genützt? Und Sie werden mit Grauen erkennen, daß Ihr Leben verfehlt war. Aber nun wird es zu spät sein.‘“

An einem heißen Sommertage kam Herr Kunz von vielerlei Geschäftigkeit müde gegen Abend heim. Der Nachbar war noch nicht zu Hause. Da packte ihn der Zorn besonders stark und er beschloß, heute Abrechnung zu halten. Mit wichtigen Schritten begab er sich zu dem Entengewässer. Am Ufer saß Herr Mücke, die Pfeife im Mund. Herr Kunz überdachte noch einmal die Worte, die er ihm wie Bomben zuschleudern wollte, dann räusperte er sich und legte Herrn Mücke die Hand auf die Schulter. Da sank dieser ganz leise vornüber, und jetzt erst erkannte Herr Kunz zu seinem Entsetzen, daß Herr Mücke tot war. Seine Hände waren schon kalt, sein Gesichtsausdruck friedlich und glücklich.

Da versank der Groll Herrn Kunzens still wie die Sonne jenseits des Wassers. Die bitteren Worte blieben ungesprochen. Es blieb auch das ungelöste Rätsel, was menschliches Glück bedeutet. Es gab keine Antwort mehr auf die Frage, ob Herr Mücke ein Narr oder ein Weiser gewesen war.

## Seiße Tage / Von Hellmut Draws-Trötschen

Die jungen Frauen geben fast schon nackt.  
Die Zeit der Treibhausbüße nakt,  
Die Wangen bräunend und die Wangen zwackend:  
Nach Fahrenheit fast hundert Grad.

Das Holz im Zimmer knistert wärmetrocknen  
Und Staubmehl färbt die Schuhe blaß.  
Auf allen Wiesen blühen blaue Glocken.  
Kuhmäuler mähen Klee und Gras.

Die gelbe Gerste hängt schon schwer am Salme.  
Sorellen spielen Feß im Bach.  
Bei des Kartoffelfeuers grauem Qualme  
Werden verwunschene Träume wach.

Die jungen Frauen brauchen keine Treiber  
Und kein Verbot — sie gehen Knappe;  
Der Westwind zeichnet üppig ihrer Leiber  
Getupfte Silhouette ab.

## Klavierschülerinnen

(R. Kriesch)



„Da übt man für seinen Klavierlehrer jahrelang die langweiligsten Etüden und dann verlobt er sich mit einer Geigerin!“ — „Vielleicht geht ihm ein weicher Strich über 'nen harten Anschlag, Edith!“

## REKORD IM DUNKELN

VON KARL LERBS

Ein stämmiger, bürgerlich gekleideter Mann von heiterer Gemütsart, Bauführer etwa oder Architekt mittleren Grades, geriet, seine etwas abgeschabte Aktentasche unterm Arm, eines Abends in ein kleines Wirtshaus am Flußufer. Er steuerte, müde von einem ehrlichen Arbeitstage, auf einen der Holztische los, ließ sich, behaglich durch den unmodisch biedereren Schnauzbart prustend, nieder, aß mit Lust und Sachkenntnis, was der Wirt an Gerichten zu bieten hatte, und spülte die kräftige Kost hörbar und nachdrücklich mit deutschem Pilsener hinunter. Danach blickte er sich mit erwachender Aufmerksamkeit in der Schankstube um, warf hier und dort ein Wort ins Gespräch der Gäste, rückte schließlich mit Verlaub in eine Stammtischrunde ein und erlangte mit seinen Witzen, Mordgeschichten und Biergesängen bald das Übergewicht über den bisherigen Ehrenmeister des Kreises. Schließlich, als auch die Ausgepichteten ihre Ladelinie erreicht sahen und Anker gelichtet hatten, suchte sich der Unverwüsthche einen neuen Liegeplatz bei den letzten Gästen, zwei fremden Männern, augenschein-

lich Küpern oder Stauern, und schickte bald in traulichem Verein mit ihnen Lieder und Lachsalven zur rauchgeschwärtzten Decke empor, daß das säuberlich geschnitzte Modell der Galeasse „Simon van Dordrecht“ an seinem Strick wie bei grober See schwankte.

Als der Wirt Feierabend geboten und die Schankstube mit sanfter aber unwiderstehlicher Gewalt geräumt hatte, fand unser wackerer Freund ein köstliches Vergnügen daran, über die Käimauer hinweg den mondbeglänzten Fluß zu betrachten, während seine beiden Kumpane gegen Wasser, zumal in solcher Menge, eine aus den Umständen erklärbare Abneigung bekundeten. Er machte diese Abneigung mit donnerndem Gelächter zur Zielscheibe unziemlicher Scherze, rühmte sich, je mehr sie ungläubig meckerten, um so lauter seiner sportlichen Vertrautheit mit dem Süß- wie Salzwasser, und machte sich schließlich in einer Art von wütendem Überschwang anheischig, den Fluß da unten sogleich und mit voller Zivilkleidung zu durchschwimmen. Das Anerbieten, zunächst mit Hohngelächter aufgenommen, wurde zum Gegenstand einer Wette um hundert Mark gemacht; man trommelte den Wirt, der drinnen gerade die Stühle auf die Tische stellte, heraus, ernannte ihn trotz seinem weisen Abraten

zum Schiedsrichter und hinterlegte bei ihm beiderseits den Wettbetrag. Hierauf packte der kühne Schwimmer seine Wertsachen in die Aktentasche, übergab sie dem noch pflichtschuldigt widerredenden Wirt zur Aufbewahrung, stapfte, glühend vor Tatendrang, etwas knickebeinig die Steintreppe zum Wasser hinab und warf sich mit dumpfem Plumps hinein.

Er versackte sogleich, arbeitete sich wieder hoch, spie den unerwünschten Wasserballast von sich und schwamm mit wütenden Stößen ohne Besinnen drauflos. Bald nötigten seine schwerer werdenden Kleider ihn zu besonnenener Anwendung seiner Kräfte; etwa in der Mitte des Flusses aber packte ihn ein Wirbel, drehte ihn dreimal rundum, tunkte ihn gründlich unter und wollte ihn kaum wieder loslassen. Davon wurde er völlig nüchtern, und als er mühsam wieder hochgekommen war, verhehlte er sich nicht, daß es hier nicht um hundert Mark, sondern ums Leben ging. Er spuckte mit dem Wasser einen kräftigen Fluch auf seine blödsinnige Dummheit aus, ließ unversehens ein Stoßgebet folgen, nahm sich zusammen und strebte mit verzweifelter Zähigkeit schräg zur Strömung dem Ufer zu. Gerade als er in einem saugenden Wirbel aus Wasser, rauschendem Gebrause und kreisenden Sternen zu versinken wähnte, spürte er Grund unter den Füßen, verlor ihn wieder, strampelte, packte irgendwo eine Kette, fiel mit dem Gesicht auf nassen Sand und feierte, quer über dem Körper eines umgekippten Bootes liegend, seine wunderbare Rettung mit einem ungemein mißtonenden Gebrüll. Als er wenige Minuten später, die Ellbogen in die Hüften gestemmt und den Kopf schief gegen den Wind geneigt, in dröhnendem Dauerlauf über die Brücke zurückkehrte und eine feuchte Spur hinter sich herzog, flammte in ihm ein gewaltiger Triumph auf. Ha — dies war nicht nur eine gewonnene Wette um hundert Mark, dies war eine Leistung ohne Beispiel, ein Rekord vor Zeugen, eine druckreife Heldentat; dies war ein Anlaß, Lokalberichterstatter in Bewegung zu

setzen, sein Bild in Sonntagsbeilagen zu bringen, prämierte Meisterschwimmer an gelbem Neid kriechen zu lassen. So bog der Sieger hallenden Schritten um die Straßenecke, bereit, sich in die Umschlingung von sechs begeisterten Armen zu stürzen.

Niemand umschlang ihn; dagegen saß der dicke Wirt an der Kaimauer auf dem Straßenpflaster, stützte sich auf gespreizte Hände, hatte aus zunächst nicht ersichtlicher Ursache ein kornblumenblaues Gesicht und stieß Töne aus, die jenseits aller Schilderungsmöglichkeit liegen. Erst nach geraumer Zeit war aus seinen Äußerungen ein Bild der Ereignisse zu gewinnen. Danach waren die beiden fremden Männer in jäher Ernüchterung zu der Erkenntnis gelangt, daß man ihnen selbst im Falle ihres Sieges den Wettbewerb gewiß als Erbmasse strengt machen würde. Sie hatten ihren Einsatz zurückverlangt, waren darüber mit dem Wirt uneins geworden und hatten plötzlich seine Einwände mit zwei zünftigen Magenhaken knockout geschlagen; worauf sie ohne Zweifel irtümlicherweise, beide Hundertmarkscheine und die Aktenmappe ergriffen und damit im Gewirr der Seitengassen verschwanden, wie die berühmte Stecknadel im Heuhaufen. Der Wirt, noch immer auf seinem Pflasterplatz, würzte im Maße seines wiederkehrenden Sprechvermögens diesen Bericht mit einer großen Anzahl ungeschminkter Vorwürfe, in die er ungerechterweise den anwesenden Sieger mit einbezog.

Wir unternehmen es nicht, den Gefühlsabsturz, den der unseelige Mann bei dieser furchtbaren Wendung durchmachte, mit Worten nachzubilden. Dagegen stellen wir uns bewegt seine mitleiderregende Erscheinung vor, wie er keuchend und dampfend stand und den Wirt aus kugelig vorquellenden Augen anstarrte; indessen das von ihm niederrieselnde Wasser sich rings um seine stämmigen Beine zu zwei Tümpeln sammelte, auf deren Oberfläche schwermütig der Widerschein des Mondlichtes glänzte.

## DIE FISCHFRAU / VON EDMUND BICKEL

Ganz kommen wir im Leben nicht um die Fischfrau herum. Zum erstmalig begegnen wir ihr im Märchenbuch. Sie verschwindet langsam oder sicher aus der Erinnerung. Nur das Mädchen mit den schönen blauen Augen bleibt vielleicht, das statt der Beine einen schuppigen Fischschwanz hatte. Dann kommt eine jahrelange Pause. Wir begnügen uns in der Zwischenzeit mit mehr oder weniger normalen Mädchen. Ja, wir hätten sogar kaum Verwendung für die Fischfrau aus dem Märchen. Höchstens in der Sommerfrische wäre es eine nette Abwechslung. Was sollte man aber in der Stadt mit ihr? Ihre untere bessere Hälfte müßte in den Tiergarten oder ins Aquarium, womit die obere kaum einverstanden wäre. „Natürlich“, würde sie sagen, „in der Sommerfrische war ich gut genug zum — Spazierenschwimmen, aber in der Stadt soll ich den ganzen Tag allein in der Badewanne sitzen!“ Nichts als Scherereien hätte man mit der Fischfrau. Die ganze Stadt würde einen besuchen, so lange man keinen Eintritt verlangt. Professoren kämen aus nah und fern, um sie wissenschaftlich zu untersuchen und um dann zu behaupten, sie sei Schwindel. Das Einwohneramt würde uns mit der Polizei kommen, weil sie keine Papiere hat, das Wasserbaumt erhöbe eine Forderung auf Herausgabe, weil wir ohne Fischkarte etwas an uns gebracht haben. Man könnte sie bei keiner Fachgruppe anmelden, weil sie in keine so richtig hineinpaßt.

Bald hätten wir die Fischfrau über, zumal sie auf die Dauer sicher doch zu kühl wäre, selbst in warmem Wasser. Kein Wunder mit diesem Schwanz. Mädchen mit Beinen wären

uns dann doch wieder lieber. Eines schönen Tages gäbe es Krach mit ihr. Wir würden sie in ein Taxi packen und in den nächstgelegenen See schleifen, würden ihr wahrscheinlich unterwegs noch etwas von „Kaulquappenweib“ nachrufen. Aber irgendwann im Leben haben wir doch wieder eine Begegnung mit einer Fischfrau. Etwa in einer veräucherten Hafenkneipe, wo sie über uns an der Decke hängt und die alten Träumereien noch einmal in uns erweckt. Oder wir lesen einen Aufsatz über Seefjungfern und Fischfrauen in einer Zeitschrift, die alle sieben Jahre so etwas mit vielen Bildern bringt. Auch eine alte schöne Gallionsfigur in einem Museum erinnert uns wohl auch an sie. Mag sein, wir lernen eine Dame kennen, die uns plötzlich astrologisch kommt und geheimnisvoll in der Abendstunde flüstert: „Wissen Sie, ich bin eine Fischfrau.“ Aber damit allein kommt sie nicht weit bei uns. Das kann jede behaupten. Man glaubt nicht mehr alles. Auch Romantik unterliegt dem Verschleiß der Jahre, genau so wie der Haarwuchs und manches andere.

Wir denken nicht mehr an die Fischfrau, würden sie uns gar nicht mehr wünschen. Nicht einmal, wenn wir ihr endlich bei hellem Tage in voller Wirklichkeit begegnen. Sie ist alt und dick und fragt uns freundlich: „Wie wär's mit einem Karpfen für heut' Mittag“ oder „ein paar schöne Forellen hät' ich für den Herrn!“ Sie heißt vielleicht Frau Betzenbichler, unsere Fischfrau, hat einen Mann und erwachsene Söhne und Töchter, aber keinen Fischschwanz. Nur der Duft ist ihr noch geblieben, der Duft, den wir einst so liebten, der letzte Rest der Erinnerung, der uns so begegnet.

# DAS STRUMPFBAND

VON HEINRICH HARDT

Es ist nicht recht, immer gleich etwas Unmoralisches zu vermuten, — wie die Anna es tat. Sie erstickte fast vor Kichern, als sie dem Hausdiener von ihrer Entdeckung erzählte, die sie in Zimmer Nr. 23 gemacht hatte.

In diesem Zimmer wohnte ein junger Mann namens Hans Quast. Er war am Nachmittag des vergangenen Tages angekommen und bereits um neun Uhr schlafen gegangen. Angeblich, weil die Reise an die See ihn so ermüdet hätte. Er wolle sich gründlich erholen, hatte er gesagt — der Heuchler!

Der Hausdiener erzählte die Geschichte brühwarm der Mamsell, und diese berichtete dem Ober davon, der wiederum einem alten Stammgast das lästerliche Geheimnis anvertraute, und bis zum Mittag hatten sämtliche Gäste der Pension Erika von der „tollen Sache“ erfahren — selbstverständlich unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit.

Als Hans Quast zum Essen kam, grinst die ganze Pension Erika.

Der junge Mann wunderte sich, daß alle Leute so unkonventionell nett und aufmerksam zu ihm waren. Sie schienen seine Bekanntschaft geradezu zu suchen. Allerdings verstand er nicht, warum sie so komische Reden führten. Gleich nach dem Pudding trat der Stammgast, ein onkelhaft dickbauchiger Mann, auf ihn zu und begann eine Unterhaltung, in der er von jugendlichen Draufgängern sprach, die gleich am ersten Abend — na, er wisse wohl schon... Und dabei gab er ihm einen leichten vertraulichen Puff gegen die Rippen.

Kurz darauf hielt ihn eine geiernasige ältere Dame fest. Sie wisse schon, wer es sei, sagte sie mit maliziösem Grinsen und betrachtete währenddessen durch ihr Lognonn ein junges Mädchen, daß sich — irritiert von diesem giftigen Blick — von ihrem Platz erhob. Hans Quast sah nun ebenfalls zu dem Mädchen hinüber. Dabei entdeckte er ein buntes Kopftuch, das von der Stuhllehne zu Boden glitt. Er eilte hinzu, hob das Tuch auf und reichte es der jungen Dame, die ihm mit einem merkwürdig spöttischen Lächeln dankte.

Hans Quast war zu eitel, um den Spott in dem Lächeln zu erkennen; er glaubte, es sei ein Zeichen des Wohlgefallens und fühlte sich verpflichtet, sich nach einigen herzlichen und belanglosen Worten vorzustellen. Dabei hatte er in der Unschuld seines Herzens keine Ahnung, in welch zweifelhaften Ruf er das junge Mädchen mit dieser kurzen Unterhaltung gebracht hatte.

Die ganze Pension Erika sprach von ihr nur noch als von der „Person“, und die geiernasige Dame erklärte dem Ober sehr entschieden, sie sei wegere sich, mit einem so verworfenen

Geschöpf, das sich wie ein Unschuldslamm in ihre ehrbare Gesellschaft eingeschlichen habe, weiterhin an einem Tisch zu sitzen.

Am Abend lag das Gedeck von Fräulein Monica Dirksen auf dem Tisch von Hans Quast. Beide waren gleichermaßen verwundert. Aber Monica hatte im Lauf des Nachmittags derart merkwürdige Erfahrungen mit den übrigen Gästen gemacht, daß sie zu bleiben beschloß. Einige bislang durchaus seriöse Herren waren plötzlich vertraulich täppisch geworden, der dicke Stammgast hatte versucht, ihr einen reichlich zweifelhaften Witz zu erzählen, und die Gesichter der Damen waren zu Masken reservierter, ja fast verachtungsvoller Höflichkeit erstarrt.

Am selben Nachmittag hatte Hans Quast einen merkwürdigen Fund gemacht. Als er sein Zimmer betrat, um sich umzukleiden, entdeckte er auf seinem Nachttisch etwas seidig Geruchtes, Rosarotes, und als er es mit spitzen Fingern aufhob, sah er, das es ein Damenstrumpfband war, ein mit Rosenblätchen aus hauchdünner Seide garniertes, geradezu lächerlich luxuriöses Ding. Nachdem er seinen verwunderlichen Fund eine Weile kopfschüttelnd betrachtet hatte, klingelte er nach dem Mädchen.

„Anna!“ sagte er. „Dieses Strumpfband gehört mir nicht.“

„Das habe ich mir auch gedacht“, erwiderte das Mädchen und erstickte fast an einem gewaltsam unterdrückten Lachen. „Aber es lag in Ihrem Bett!“ — „In meinem Bett?“

„Ja, Herr Quast, hier zwischen Bett und Wand hing es...“

„Mir jedenfalls gehört es nicht!“ sagte Hans Quast würdevoll und gab das

Strumpfband dem Stubenmädchen, das eilig davonhuschte. Er hörte, wie sie lachte, während sie den Gang entlanglief.

Beim Abendbrot überlegte Hans Quast, ob er Monica von dem Strumpfband erzählen sollte, dann aber erschien ihm der Gegenstand doch zu heikel für eine erste Unterhaltung, und Monica fand es ebenfalls als zu gewagt, ihren Tischpartner über die Gründe seines zweifelhaften Rufes aufzuklären. So sprachen sie von anderen Dingen, und da sie ihre gegenseitigen kleinen Erlebnisse, Anekdotchen und Familienscherze noch nicht kannten, unterhielten sie sich ausgezeichnet. Am nächsten Morgen fand Monica das Strumpfband auf ihrem Nachttisch. Sie klingelte dem Mädchen.

Ja, das hätte sie bei dem jungen Herrn Quast gefunden, erklärte die Anna mit unverhohlener Schadenfreude. „Wo?“ fragte Monica, die den Zusammenhang nicht sofort begriff.

„Im Bett!“ rief das Stubenmädchen und lief prustend davon.

Am Frühstückstisch war Monica Dirksen eisig. Erst nach langem Drängen erzählte sie von den Gerüchten um das ominöse Strumpfband, und endlich klärten sich die mysteriösen Zusammenhänge. „Sie und ich!“ rief Quast, „köstlich...!“

Die beiden lachten den ganzen Tag darüber, am Strand und während der Mittagstafel, beim Kaffee und beim Abendbrot und noch spät in der Nacht beim Tanzen und noch später am einsamen Strand... „Und darum sind wir die Verfehmten!“ Das Gefühl des Ausgestoßenseins schuf eine Atmosphäre der Vertraulichkeit. Diese Strumpfbandgeschichte hatte sie beide so unmöglich gemacht, daß ihnen kaum etwas anderes übrigblieb, als abzureisen oder — ein Liebespaar zu werden. Sie wurden ein Liebespaar...

Kurz vor ihrer gemeinsamen Abreise änderte sich plötzlich das Benehmen der Gäste. Mit Blicken, Worten und demütigen Gebärden suchten sie die beiden um Verzeihung zu bitten, und der dicke Stammgast stammelte sogar eine förmliche Entschuldigungsrede hervor. Da war eine Postkarte von einer Frau Petersen angekommen, die anfragte, ob in dem Zimmer Nr. 23, in dem sie gewohnt hatte, nicht vielleicht ein Strumpfband gefunden worden sei? Es sei ein teures Andenken, und sie bäte doch sehr, daß man es ihr nachschicken möge...

Zu der Zeit, als die Karte eintraf, war es den beiden aber völlig gleichgültig geworden, was andere Leute über sie dachten.

„Eigentlich“ sagte Hans Quast in dem Gefühl einer gewissen Dankesschuld, „eigentlich müßten wir diese Frau Petersen zu unserer Hochzeit einladen. Meinst du nicht auch, Monica?“ Aber Monica schüttelte energisch den Kopf. „Nein!“ meinte sie lachend. „Eine Frau, die solche Strumpfbänder trägt? — niemals.“





## Obst

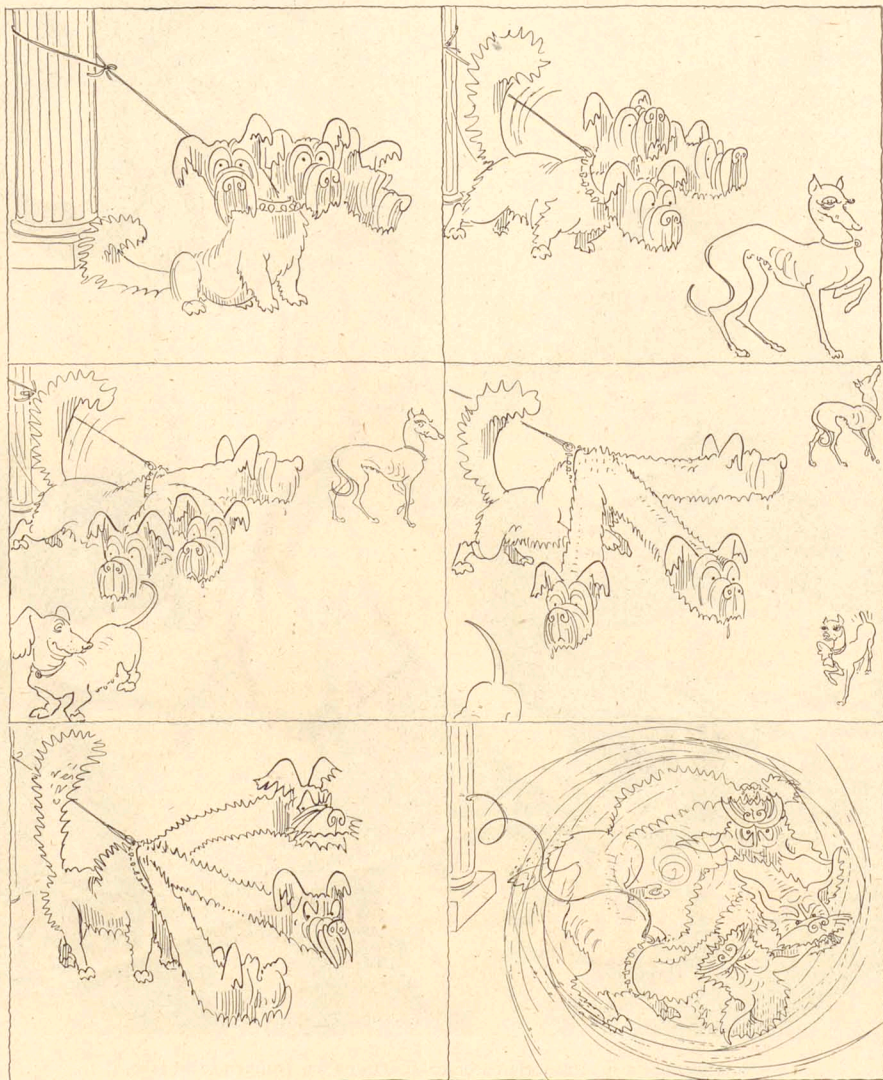
(K. Helligenstaedt)



„Sie schmunzeln so schlau, Herr Berger, gewiß sind die Trauben recht sauer?“  
„Nein, nein, Fräulein Susi, sie hängen nur etwas zu hoch für mich!“

# Die Verführung des dreiköpfigen Zerberus

(Fr. Bleik)





# Flakeinladung

(Erich Schilling)



„Die paar Flugblätter machen uns nicht glücklich,  
kommt nur mit der ganzen Kiste runter!“